

**Volker Roelcke, Paul J. Weindling und Louise Westwood (Hg.) 2010: *International Relations in Psychiatry. Britain, Germany, and the United States to World War II*. Rochester: University of Rochester Press, geb., 265 S., 85,00 \$, ISBN-13: 978-1-58046-339-3.**

**Waltraud Ernst und Thomas Müller (Hg.) 2010: *Transnational Psychiatries. Social and Cultural Histories of Psychiatry in Comparative Perspective, c. 1800–2000*. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, geb., 310 S., 55,99 €, ISBN-13: 978-1-4438-2217-6.**

Transnationalität hat Konjunktur. Mit der Debatte über die Auswirkungen der Globalisierung von Politik, Wirtschaft, Kultur auf den modernen National-, Rechts- und Sozialstaat, aber auch auf individuelle Lebensentwürfe hat sich ebenfalls der Methoden-Baukasten von Historikerinnen und Historikern erweitert. Neben die klassischen Ansätze des Länder- und Kulturvergleichs und der Migrationsgeschichte sind die Forschungsanliegen der *shared history*, der *entangled history* oder der *histoire croisée* getreten, die sich gezielt mit Phänomenen der Interdependenz, der Verflechtung und des Transfers zwischen Kulturräumen beschäftigen. Solche Herangehensweisen sind auch für eine Wissenschaftsgeschichte von Bedeutung, die sich – über die traditionelle Untersuchung internationaler Gelehrtenbeziehungen hinaus – einer sozialen und kulturellen Situierung scheinbar universeller Wissensformen verschrieben hat. Dies gilt insbesondere für das Gebiet der Psychiatriegeschichte, zu dem die hier zu besprechenden Sammelbände gehören.

Die moderne Psychiatrie ist in verschiedener Hinsicht das Ergebnis von Universalisierungen. Dazu zählen das global anschlussfähige Leitbild der Psychiatrie als klinische Wissenschaft ebenso wie der Subjektentwurf der klassischen Psychoanalyse oder in neuerer Zeit der Siegeszug gleichsam kulturinvarianter Diagnosekataloge und weltweit vermarktbarer Psychopharmaka. Die Psychiatriegeschichte hat die transnationale Dimension ihres Gegenstands

bisher keineswegs verkannt. In vielen Publikationen erschöpft sich dieses Bewusstsein allerdings im Aneinanderreihen von Länder- und Fallstudien, die nur in loser Beziehung zueinander stehen. Demgegenüber rücken die – im Rahmen dieser Besprechung leider nicht einzeln zu würdigenden – Beiträge der vorliegenden Sammelbände Aspekte des länder- und kulturübergreifenden Transfers stärker in den Vordergrund. Trotz der unterschiedlichen methodisch-konzeptionellen Zugänge, denen die Autorinnen und Autoren verpflichtet sind, zeigt sich das gemeinsame Hauptanliegen, eine allzu eindimensionale Vorstellung von Transfervorgängen zu Gunsten komplexer Bilder der Verflechtung und Adaption zu hinterfragen.

Die Beiträge des von Volker Roelcke, Paul Weindling und Louise Westwood herausgegebenen Sammelbands *International Relations in Psychiatry* sind geographisch im Dreieck zwischen Deutschland, Großbritannien und den USA, und zeitlich zwischen dem späten 19. Jahrhundert und dem Zweiten Weltkrieg angesiedelt. Zwei Transferkomplexe stehen dabei im Zentrum: erstens die Orientierung britischer und amerikanischer Psychiater am Organisationsmodell der deutschen Universitätspsychiatrie, das eng mit der Person Emil Kraepelins verbunden war. Wie Heinz-Peter Schmiedebach zeigt, hatte die englische Psychiatrie noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein Vorbildfunktion für deutsche Irrenärzte. Spätestens nach der Jahrhundertwende kehrte sich dann allerdings die Blickrichtung um. So beruhte – wie Rhodri Hayward in seinem Beitrag darlegt – das 1915 eröffnete Maudsley Hospital in London auf ähnlichen Prinzipien wie die deutschen Universitätskliniken. Der Initiator der Klinik, der Psychiater Frederick Mott, gehörte nicht nur zu den begeisterten Besuchern deutscher Kliniken, er teilte auch das somatische Krankheitsverständnis Kraepelins. Auch die deutschen Polikliniken stießen als Vorreiter einer ambulanten Psychiatrie auf lebhaftes Interesse. Mit der Hinwendung vieler Schüler Kraepelins zur Vererbungsforschung und Rassenhygiene setzte in England dann allerdings bald eine Distanzierung von der deutschen Psychiatrie ein. Dass sich die Paradigmen der deutschen Universitätspsychiatrie in der Tat nicht bruchlos nach Übersee ‚exportieren‘ ließen, zeigt exemplarisch Volker Roelckes Rekonstruktion der Karriere des deutsch-jüdischen Psychiaters Eugen Kahns, der nach der Emigration in die USA seine Forschungsstrategien einem stärker auf soziale Komponenten abstellenden Forschungsumfeld anpassen musste.

Dass die deutsche Universitätspsychiatrie nach dem Ersten Weltkrieg im angelsächsischen Raum an Ausstrahlungskraft verlor, hing auch mit dem zweiten, gegenläufigen Transferkomplex zusammen, mit dem sich der Sammelband beschäftigt: der wachsenden Popularität der aus den USA stammenden *Mental Hygiene Movement*, welche 1930 mit dem internationalen Kongress für geistige Hygiene in Washington einen Höhepunkt erreichte. Die Bewegung, die sich zunächst an Adolf Meyers Konzept der sozialen Anpassung, später dann am Ideal des individuellen Gleichgewichts orientierte,

kann – wie die Beiträge von Hans Pols, Volker Roelcke und Mathew Thomson zeigen – in gewisser Hinsicht als liberales Gegenmodell zu Kraepelins Psychiatriestil interpretiert werden. Sie ging von einem dynamischen Zusammenspiel individueller und sozialer Krankheitsmomente aus, propagierte eine stärkere Durchlässigkeit von Anstalt und Gesellschaft und räumte der Aufklärung der Öffentlichkeit und damit der Fähigkeit des Individuums zur Selbstführung große Bedeutung ein. Allerdings war auch in diesem Fall der Ideen- und Konzepttransfer nicht bruchlos. So stieß die Idee der *mental hygiene* in Großbritannien zwar auf große Resonanz. Ihre Realisierungschancen blieben allerdings durch die nationale Gesetzgebung, das bestehende Institutionsgefüge und das Selbstverständnis der Disziplin beschränkt. Tatsächlich verfügten die Psychiatrieakteure über differenzierte Strategien, um mit Veränderungen im internationalen Umfeld umzugehen. Exemplarisch verdeutlicht dies die Fallstudie von Pamela Michael zur Entwicklung der Psychiatrie in Wales. Anhand der Kinderpsychiatrie sowie der Psycho- und Arbeitstherapie zeigt sie, dass die walisischen Psychiater ihren Bedürfnissen entsprechend unterschiedliche Psychiatriestile adaptierten.

Geographisch weiter gesteckt ist der Rahmen des von Waltraud Ernst und Thomas Müller herausgegebenen Tagungsbands *Transnational Psychiatries*. Auch methodisch liegt dem Band ein breiteres Verständnis von *comparative methodologies* zugrunde. Die Beiträge umfassen sowohl Vergleichs- als auch Transferstudien. Abgesehen von einigen Beiträgen, die sich mit innereuropäischen Quervergleichen befassen, bildet das globale Ausgreifen des europäischen Psychiatrieverständnisses den Schwerpunkt des Bands. Anhand von Beispielen aus Japan, Indien, Südostasien und Südamerika relativieren die Autoren und Autorinnen überzeugend die eingängige Sichtweise, wonach der ‚Export‘ psychiatrischer Institutionen und Krankheitskonzepte lediglich ein *tool of empire* im Fahrwasser des europäischen Imperialismus darstellte, das die von Foucault behauptete Kolonialisierung der Unvernunft durch die Wissenschaft gleichsam auf globaler Ebene wiederholte. Sie machen deutlich, dass Transfervorgänge immer situative Aneignungs- und Adaptionsprozesse beinhalten, die den Sinngehalt des Transferierten nachhaltig modifizieren.

Jacqueline Leckie beschreibt etwa, wie die britischen Kolonialbehörden in den 1880er Jahren auf den Fidschiinseln ein *public asylum* nach dem Vorbild der Anstalten im Mutterland eröffneten. Gleichzeitig zeigt sie die aktive Rolle der lokalen Bevölkerung bei Einweisungen in die neue Anstalt auf. Zu Recht spricht sie von einem *entanglement* unterschiedlicher Sichtweisen auf soziale Grenzüberschreitungen. Waltraud Ernst revidiert dagegen am Beispiel des indischen Psychiaters und Klinikleiters Major J. E. Dhunjibhoy ein allzu eindimensionales Bild der *colonial psychiatry*. Sie belegt den Modernisierungswillen der lokalen Medizinalelite und deren Aufgeschlossenheit gegenüber den therapeutischen Innovationen in den europäischen und amerikanischen ‚Zentren‘. Beispielhaft verdeutlicht auch der Beitrag von Akira Hashimoto das

Anliegen einer transnationalen Psychiatriegeschichte. Er beschäftigt sich mit dem traditionellen japanischen Kurort Iwakura, der seit Ende des 19. Jahrhunderts von japanischen wie europäischen Beobachtern gern als „japanisches Gheel“ bezeichnet wurde. Deutlich wird dabei, dass der Transfer von Wissensformen immer mit Um- und Überschreibungen einhergeht. Im Fall von Iwakura führte die Kenntnis der bekannten belgischen Irrenkolonie zu einer Neuinterpretation des herkömmlichen Kurrituals. Obwohl die Unterbringung der Patientinnen und Patienten in Gheel und Iwakura anders organisiert war, erlaubte diese Identifikation den japanischen Ärzten, herkömmliche Praktiken in ihr modernistisches, bewusst an europäischen Standards orientiertes Wissenschaftsverständnis zu integrieren.

Indem die beiden Sammelbände gezielt nach dem Wechselspiel unterschiedlicher Bezugsebenen fragen und vermeintlich klare Relationen von Zentrum und Peripherie, von Innovation und Rezeption kritisch hinterfragen, verdeutlichen sie den Gewinn, den eine bislang stark national – oder gar regional – orientierte Psychiatriegeschichte aus einer Transnationalisierung ihrer Perspektive ziehen kann. Das Einnehmen eines Standpunkts, der bewusst geographische Grenzen überschreitet, erweist sich als probates Mittel zur Differenzierung der Befunde, aber auch zur Generierung neuer Fragestellungen. Der daraus resultierende Mehrwert ist, wie die Beiträge eindrücklich zeigen, weniger einer bestimmten theoretischen Zugangsweise als der Bereitschaft der Autoren und Autorinnen geschuldet, ihr empirisches Material aus verschiedenen Blickrichtungen zu betrachten. Inspiriert der Band von Ernst und Müller durch die Vielfalt der darin angesprochenen Themen und aufeinander bezogenen kulturellen Kontexte, so zeigt der Band von Roelcke, Weindling und Westwood, dass eine transnationale Perspektive nicht auf Kosten einer sorgfältigen Fokussierung gehen muss.

Urs Germann, Bern